

# Leseprobe – Der Wind des Westens Teil 1: Aufbruch

## Prolog

*Nebraska-Territorium, Juli 1866*

Bird fürchtete die Dunkelheit nicht. Er hatte so viele Stunden allein des Nachts in den Wäldern und der Prärie verbracht, dass er genau zu unterscheiden wusste, ob der Wind die Blätter im Gebüsch zum Rascheln brachte oder ob es der leise Tritt eines Luchses oder Rehs war. Er ließ nie in seiner Aufmerksamkeit nach, doch heute Nacht war er besonders wachsam.

Vor einigen Stunden hatte er bei einem Ritt um das Gleisbaulager den Hauch einer Spur am Südufer des Platte River gefunden. Der Sand in der kleinen Vertiefung war noch etwas feucht gewesen, als wäre er vor kurzem erst durch den unachtsamen Tritt eines Fußes nach oben befördert worden. Hier in der Nähe des Baulagers mit Hunderten von Arbeitern wäre das allein keine Überraschung gewesen. Aber wenn einer der Arbeiter hier ein Bad genommen hätte oder austreten gegangen wäre, hätte er noch weitere deutliche Spuren finden sollen. Doch dies war die einzige gewesen.

Also blieb Bird wachsam, den Revolver im Holster, das Messer in Griffbereitschaft. Er hatte seinen Fuchshengst in der Nähe der Pferdeherde angepflockt, um ungestört umherschleichen zu können. Noch hatte er niemandem von seinem Fund berichtet, auch nicht Carson. Es war ihm nicht einmal in den Sinn gekommen, das zu tun, bevor er nicht für sich selbst bestätigt hatte, dass er mit seiner Beobachtung richtig lag.

Der Mond war noch nicht aufgegangen, sodass Bird sich auf den sanften Glanz der Sterne verlassen musste, um durch das Unterholz am Flussufer zu navigieren. Alle paar Schritte hielt er an, um zu lauschen. Ein Käuzchen rief und irgendein Kleintier raschelte durchs Gras. Seine geübten Füße vermieden trockene Zweige und Blätter, die beim Auftreten Geräusche verursachen würden.

Ein leises Stöhnen drang an seine Ohren. Bird blieb abrupt stehen und drehte sich in die Richtung, aus der der Laut gekommen war. Als mehrere Minuten lang nichts passierte, zog er seinen Revolver und schlich auf das Flussufer zu. Der Bewuchs wurde hier dichter und machte ein leises Vorwärtstreten schwierig. Wieder hielt er an, als er glaubte, den dunklen Umriss eines menschlichen Fußes hinter einem Strauch hervorlugen zu sehen. So wie es aussah, lag dort ein Mensch flach auf dem Rücken. Kein Indianer würde in solch einer Position liegen, um

seine Feinde zu beobachten. Es war vermutlich irgendein Betrunkener aus dem Lager, der sich verirrt hatte.

Dennoch ließ Bird seine Waffe nicht sinken, während er weiter auf die Stelle zuschlich, immer in Deckung von Büschen und Bäumen, um sich vor etwaigen Beobachtern vom anderen Flussufer zu verbergen. Als er die Gestalt erreichte, blieb er erst außerhalb von deren Reichweite stehen. Der Mann, der Kleidung nach eindeutig ein Weißer, trug keinen Hut und rührte sich nicht. Sofort fiel Birds Blick auf das Ende eines Pfeils, der seitlich aus seinem Hals ragte.

Bird fluchte lautlos und fasste den Revolver noch einmal nach. Er ging neben dem Mann in die Hocke, um ihn genauer zu untersuchen. Keine Atembewegungen mehr. Ein dunkles Rinnsal lief aus der Einschussstelle. Als er das Gesicht des Toten vorsichtig in seine Richtung drehte, fluchte er erneut. Verdammt, das war doch Allan. Was hatte der denn hier zu suchen? Er hatte den Burschen zur Nachtwache bei der Herde eingeteilt. Warum in aller Welt hatte er sich mitten in der Nacht ins Unterholz am Flussufer geschlagen?

Bird untersuchte den Pfeilschaft mit den drei angesteckten Federn. Der kundige Betrachter würde anhand von deren Einkerbungen wissen, wer der Schütze gewesen war. Aber Bird kannte sich damit nicht aus, noch spielte es eine Rolle. In diesem Fall war es lediglich von Bedeutung, dass der Angreifer vermutlich ein Sioux gewesen war. Und höchstwahrscheinlich war er noch immer in der Nähe. Vielleicht beobachtete er Bird genau jetzt von einem Versteck am anderen Flussufer aus.

Bird würde den Toten forttragen müssen. Der junge Mann war einen Kopf kleiner als er, aber recht stämmig gebaut und im Tode noch schwerer. Bird packte ihn unter den Achseln und zog ihn in eine halb sitzende Position. Dann ging er seitlich neben dem Toten in die Hocke und legte dessen Oberkörper über seine rechte Schulter, um die linke Hand mit dem Revolver frei zu haben.

Es war unmöglich, mit dieser Last auf seinem Rücken seine Position nicht preiszugeben. Schon seine schweren Atemzüge mussten jeden lauern den Feind in der näheren Umgebung auf ihn aufmerksam machen, so sicher wie es ein Elchbulle tat, der durch das Unterholz brach und nach seiner Partnerin brüllte. Dennoch schaffte es Bird unbehelligt aus dem Ufergehölz heraus. Sobald er die freie Prärie erreichte, ging er in einen raschen Laufschrift über. Schweiß bildete sich auf seiner Stirn, aber er lief in gleichmäßigem Tempo weiter, bis er die riesige Zeltstadt erreichte, deren Lichter die Nacht erhellten.

»Hey, Chief«, rief Stu, einer der Pferdeburchen, die mit ihm zusammenarbeiteten. Er schien gerade auf dem Weg zu seinem Zelt zu sein, hatte wahrscheinlich in irgendeinem Saloon gegessen und ein Bier getrunken.

Bird hielt kurz inne, um Atem zu schöpfen, und wartete auf den anderen Mann. Er respektierte Stu, der als einer der wenigen Bird nicht von Anfang an mit Misstrauen begegnet war.

»Was ist passiert?«, fragte Stu mit einem Blick auf den Toten über Birds Schulter.

Bird ließ den schweren Körper vorsichtig zu Boden sinken. »Das ist Allan. Hab ihn am Flussufer gefunden. Indianer.«

»Verflixt und zugenäht!«, rief Stu. Dann half er Bird, indem er die Arme des Toten ergriff, während Bird dessen Beine nahm. Gemeinsam machten sie sich auf den Weg zum Bauleiter.

Stu brummte, als er den Pfeil sah, der noch immer aus dem Hals des Toten ragte. »Armes Schwein. Was hatte er nur mitten in der Nacht am Flussufer verloren?«

Bird antwortete nicht. Er dachte darüber nach, was dieses Ereignis bedeutete. Es bedeutete, dass die Sioux sie beobachteten und dass sich von nun an jeder, der sich zu weit vom Hauptlager entfernte, besonders in Acht nehmen musste. Es bedeutete auch, dass sich die Menschen nach ihm umdrehen und mit dem Finger auf ihn zeigen würden. Schließlich war Allan einer von Birds Leuten gewesen und stand deshalb unter seiner Verantwortung. Man würde Bird die Schuld an seinem Tod geben. Nelson und andere von seiner Sorte warteten doch nur darauf, dass sie etwas gegen Bird in den Händen hatten. Sie waren ihm von Anfang an mit Misstrauen begegnet, weil seine Hautfarbe und Gesichtszüge die Leute an den unsichtbaren Feind erinnerten, und es war ihnen dabei völlig gleich, dass er diese Welt schon lange hinter sich gelassen hatte. Für sie zählte nur, dass er nicht weiß war.

So war es schon immer gewesen, und so würde er eben auch hier ein Außenseiter bleiben. Das einzig Bedauerliche war, dass sie nun einen neuen Pferdeburchen brauchten.

## Kapitel 1

Elizabeth Emerson zog sich den Hut tiefer in die Stirn, um das gleißende Sonnenlicht abzuschirmen, das in der offenen Prärie den ganzen Tag lang ungehindert auf sie einströmte. Sie schwitzte unter den Leinenbinden, die sie sich um die Brust gewickelt hatte, doch es half nichts. Sie gehörten zu ihrer neu gewählten Identität dazu, genau wie Hose, Weste, Hemd und Stiefel. Bisher schien ihre Tarnung zu halten. Niemand hatte auch nur die Vermutung geäußert, dass sie nicht der junge Bursche war, für den sie sich ausgab.

Liberty, ihre schokoladenbraune Stute, schritt gemächlich aus und drehte die Ohren in alle Richtungen. Liz ließ ihren Blick über die endlos rollenden Hügel mit den hüfthohen Gräsern schweifen, die über und über mit gelben, violetten, roten und blauen Tupfen bedeckt waren. Die Wildblumen standen um diese Jahreszeit in voller Blüte. Liz liebte den Anblick und den mild-süßlichen Duft, den sie verströmten.

Ein tiefblauer Himmel spannte sich über ihr. Zu ihrer Rechten zog sich der Platte River wie ein grünes Band durch die Landschaft, hinter dichtem Bewuchs den Blicken verborgen. Linker Hand lag die neu gebaute Eisenbahnstrecke, die in einer schnurgeraden Linie bis zum Horizont verlief. Das Holz der Schwellen war noch hell und die Schienen glänzten in der Sonne. Ab und zu rumpelten Züge mit Baumaterial an ihr vorbei. Sie brachten ihre Ladung zum Ende der Gleise, wo die Konstruktion der transkontinentalen Eisenbahn in Windeseile voranschritt. Dorthin zog es auch Liz.

Ihre neue Identität hatte sie auf dem tagelangen Ritt von Omaha schon einige Male erproben können. Jeden Abend war sie in einer der kleinen Ortschaften eingekehrt, die entlang der neuen Bahngleise wie Pilze aus dem Boden geschossen waren. Sie hatte nur die nötigsten Worte mit den Menschen dort gewechselt und sich ansonsten zurückgehalten und vor allem beobachtet. Beobachtet, wie Männer sich gaben, sich bewegten, wie sie redeten und fluchten, standen und gingen.

Doch jetzt näherte sich ihre Reise dem Ende und ihr stand die wirkliche Prüfung bevor. In einem Lager voller Männer, die auf engstem Raum zusammenlebten, blieben ihr nicht viele Rückzugsmöglichkeiten. Dennoch war Liz entschlossen, ihr Glück zu versuchen. Nichts könnte sie dazu bringen, wieder nach Omaha zurückzukehren, in die Hände ihres Verlobten.

Das sanfte orangefarbene Licht der Abenddämmerung lag bereits über der Prärie, als weiter hinten am Horizont eine riesige Ansammlung von Zelten sichtbar wurde, einige so groß wie Häuser. Aufregung durchflutete sie, vermischt mit einem Quäntchen Angst. Das musste das Gleisbaulager sein. In der Nähe weidete eine Rinderherde, die wohl der Fleischversorgung

diente. Auf den bereits fertiggestellten Schienen stand der Zug mit den vierstöckigen Schlafwaggons, von denen sie in der Zeitung gelesen hatte. Carson, der neue Bauleiter der Union Pacific Railroad, hatte sie errichten lassen, um mehr Arbeiter unterbringen zu können.

Raue Männerstimmen und das Rumpeln von Fuhrwagen auf dem Prärieboden vermischten sich mit dröhnenden Hammerschlägen auf Metall und dem Wiehern von Pferden zu einer Kakophonie von Geräuschen, die hier in der offenen Graslandschaft meilenweit zu hören war. Liberty schnaubte und kaute auf ihrer Trense. Ihre Ohren drehten sich unruhig in alle Richtungen. Liz tätschelte der Stute beruhigend den Hals, doch Liberty spürte ihre Nervosität.

*Du bist nicht mehr Elizabeth Emerson, erinnerte sie sich. Du bist jetzt Harry, ein sechzehnjähriger Bursche, der nach Arbeit sucht.*

Sie hatte sich ihre Geschichte sorgfältig zurechtgelegt. Auch wenn sie eigentlich drei Jahre älter war, würde man ihr die Verkleidung wohl eher abnehmen, wenn sie sich als junger Mann ausgab.

Liz drückte Liberty die Schenkel in die Seiten, um sie noch einmal anzutreiben. Die Sonne stand bereits tief über dem Horizont, trotzdem herrschte im Lager noch geschäftige Betriebsamkeit. Gerade war der Bauzug eingetroffen, der die Arbeiter und das Material morgens zum Ende der Gleise brachte und abends wieder zurück. Liz erinnerte sich, wie ihr Vater von der Effizienz geschwärmt hatte, mit der die Arbeit voranging, seit Carson die Leitung übernommen hatte. »Vier Gleise pro Minute, das macht etwa anderthalb bis zwei Meilen pro Tag auf dem Weg nach Kalifornien.«

Sie schüttelte den Gedanken an ihren Vater ab. Er würde sie niemals hier vermuten, da war sie sich sicher. Und selbst wenn er jemanden schicken sollte, um nach ihr zu suchen, würde dieser Jemand nach einem Mädchen aus gutem Hause Ausschau halten und nicht nach einem jungen, schmuddeligen Arbeiter.

Liz ritt durch die engen Gassen zwischen den behelfsmäßigen Bauwerken aus Leinwand und Brettern. Viele der größeren Zelte schienen Saloons, Spielkasinos und Tanzhallen zu sein – vermutlich das florierendste Geschäft in einem Lager voller Männer, inklusive der damit assoziierten Frauen mit ihren aufreizenden Kleidern und geschminkten Gesichtern. Der Boden war von unzähligen Pferdehufen und Stiefelsohlen zertrampelt und mit Wagenfurchen übersät. Immer wieder wich sie Männern in schmutziger Arbeitskleidung aus, die Feierabend hatten und auf dem Weg zum Essen oder dem Waschhaus waren – sie sahen jedenfalls so aus, als hätten sie es nötig.

»Hey, pass auf, wo du hinreitest!«, fuhr ein Mann sie an und schüttelte seine Faust in ihre Richtung.

Liz hielt den Blick gesenkt und ritt rasch weiter. Ihre Haut war nach dem Tagesritt genau wie Libertys Fell mit einer dicken Staubschicht bedeckt, und sie war froh darüber. Das gab ihr eine zusätzliche Tarnung, eine Maske, hinter der sie sich verstecken konnte.

Vor einem der größten Zelte, das ein Schild als *Mickey's Saloon* auswies, stand ein rothaariges Mädchen von vielleicht zwanzig Jahren, nicht viel älter als sie selbst, lässig gegen einen der Holzpfähle gelehnt, die das riesige Zeltdach stützten. Sie trug lediglich ein tief ausgeschnittenes Mieder und ihr Rock war an einer Seite hochgesteckt, sodass ihr Bein den Blicken aller zugänglich war. Als die junge Frau Liz erblickte, legte sie lasziv eine Hand an die Hüfte und sog an ihrer Zigarette.

»Na, Süßer, was kann ich für dich tun?«, rief sie.

Liz zuckte zusammen und wandte rasch den Blick ab. Die Frauen im Lager bereiteten ihr mehr Sorge als die Männer, denn sie wusste nicht, ob ihre Verkleidung auch deren durchdringenden Blicken standhalten würde. Sie wollte an dem Mädchen vorbeireiten, doch dann entschied sie sich dagegen. Wenn sie wirklich hierbleiben wollte, würde sie sich sowieso nicht verstecken können. Sie zügelte Liberty, achtete aber weiterhin darauf, ihr Gesicht im Schatten der Hutkrempe zu halten. Das Herz klopfte ihr bis zum Halse.

»Weißt du, wo ich den Bauleiter finde? Carson?«, fragte Liz. Die Trockenheit in ihrer Kehle ließ ihre Stimme heiser klingen, was ihr zugutekam. Sie hatte sich angewöhnt, in möglichst tiefer Tonlage zu sprechen, sodass sie in ihren eigenen Ohren klang wie ein junger Bursche, dessen Stimmbruch noch nicht allzu lange zurücklag.

»Warum? Willst du etwa hier anfangen?« Der amüsierte Blick, mit dem das Mädchen sie musterte, irritierte Liz.

»Wenn du mir nicht helfen kannst, frage ich jemand anderen«, brummte Liz und nahm die Zügel wieder auf.

Das Mädchen hob eine Hand. »Schon gut, Süßer«, sagte sie gedehnt, wobei ihr irischer Akzent besonders deutlich hervortrat. »Der Chef hat sein Büro im letzten Waggon des Zuges.« Sie deutete in Richtung der Gleise am anderen Ende der Zeltstadt, wo auch die Schlafwaggons standen.

Liz nickte und wendete Liberty.

»Viel Glück, Kleiner«, rief das Mädchen ihr nach. Liz ignorierte die leichte Belustigung in ihrem Tonfall. Es war unwahrscheinlich, dass sie sich in einem Lager dieser Größe noch einmal über den Weg laufen würden.

Vor dem letzten Waggon des Zuges, der auf den bereits fertigen Gleisen abgestellt war, hielt Liz an und stieg ab. Liberty schnaubte leise und Liz klopfte der Stute den Hals. »Ich weiß, ich

habe auch Hunger. Sobald ich hier fertig bin, suche ich dir einen Schlafplatz und Verpflegung«, flüsterte sie Liberty ins Ohr. Dann wand sie die Zügel einmal um das Geländer der Treppe, die zum Waggon hinaufführte, und klopfte sich notdürftig den Staub von der Kleidung. Sie wusste, dass sie schwächling aussah, und das trotz der mehreren Lagen von Leinenbinden um ihren Oberkörper. Hoffentlich würde der Bauleiter glauben, dass sie der harten Arbeit hier gewachsen wäre.

Entschlossen stieg sie die metallenen Stufen zur Plattform hinauf und klopfte an die Tür. Sie wartete eine Weile, doch über den lauten Geräuschen des Lagers konnte sie nicht hören, ob hinter der Tür jemand »Herein« rief. Als sie sich unauffällig näher heranlehnte, glaubte sie, Stimmen zu vernehmen. Hatten sie sie gehört? Sollte sie erneut klopfen oder wäre das unhöflich? Unschlüssig legte sie ihre Hand auf die Klinke und beugte sich noch etwas weiter vor, um ihr Ohr an das Holz zu legen.

In dem Moment wurde die Tür mit einem solchen Schwung nach innen aufgerissen, dass Liz nicht schnell genug reagieren konnte. Sie verlor das Gleichgewicht und stolperte einen Schritt über die Schwelle, genau in die Person hinein, die die Tür geöffnet hatte. Es gelang ihr gerade noch, einen Aufschrei zu unterdrücken, der sie mit Sicherheit verraten hätte. Dennoch brannte ihr Gesicht vor Scham, als sie von zwei starken Händen an den Schultern gepackt und festgehalten wurde.

Erschrocken bemerkte sie, dass ihr Hut nach hinten gerutscht war. Rasch rückte sie ihn wieder zurecht. Sie wagte es nicht, in das Gesicht des Mannes aufzublicken, der weniger als eine Armlänge von ihr entfernt stand. Sie sah nur seine langen Beine, die in hohen Stiefeln steckten.

»Was soll das? Wer bist du?«, rief eine tiefe Männerstimme von der anderen Ecke des Raumes aus.

Vorsichtig hob sie den Kopf und lugte um den Fremden herum zum Schreibtisch, hinter dem ein breitschultriger Mann mit braunem Schnauzbart saß, vermutlich der Bauleiter, Carson.

Der Fremde trat einen Schritt zur Seite, um den Blick auf sie freizugeben. »Sieht aus, als hätten wir einen ungebetenen Lauscher«, sagte er mit kaum verhohlenen Spott in der Stimme.

Liz hätte sich am liebsten auf dem Absatz umgedreht und wäre aus dem Wagen geflohen. Das war nicht der erste Eindruck, den sie hinterlassen wollte! Aber sie konnte es immer noch retten. Sie musste es versuchen!

»Verzeihung, Sir, ich hatte geklopft und als keine Antwort kam, wollte ich nur ...«

Carson hob die Augenbrauen. »Da wolltest du nur unserem Gespräch lauschen?«, beendete er ihren Satz trocken.

Sie befeuchtete ihre Lippen. »Ich habe nichts gehört, Sir. Es tut mir leid ...«

Er winkte ab. »Schon gut, sag mir einfach, was du willst! McLane, Sie können gehen«, wandte er sich an den anderen Mann.

Bei dem Namen horchte Liz auf. Eine Erinnerung tauchte lebhaft vor ihrem inneren Auge auf: Ein Mann, der still wie eine Statue auf seinem roten Mustang saß und den Blick über die Zuschauermenge schweifen ließ, während sich die Staubwolke um ihn herum legte.

Aus dem Augenwinkel nahm sie wahr, wie McLane sich in Cowboymanier an den Hut tippte. Liz wagte einen flüchtigen Blick in sein Gesicht, bevor er sich an ihr vorbeisob. Seine Haut war gebräunt, wie die eines Weißen, der viel an der Sonne arbeitete, aber mit einem kupferfarbenen Einschlag. Die scharf geschnittenen Gesichtszüge und die tiefschwarzen Augen verliehen seinem Äußeren etwas Exotisches. Er trug ein rotes Halstuch, der einzige Farbfleck in seiner ansonsten dunkel gehaltenen Kleidung.

Ihr Herz machte einen kleinen Überschlag, den sie nur auf den Schock schieben konnte, ihn ausgerechnet hier wiederzusehen. Obwohl er ihr augenscheinlich keine Beachtung schenkte, hatte sie das Gefühl, dass er genau wusste, dass er beobachtet wurde. Verlegen wandte sie sich wieder Carson zu und verbannte alle Gedanken an den langbeinigen Fremden und seine starken Hände aus ihrem Kopf.

Nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte, holte Liz noch einmal tief Luft und begann: »Ich bin Harry Brown und ich suche Arbeit. Ich mache alles, solange die Bezahlung stimmt.«

»So, so! Eine Arbeit willst du? Und was kannst du?« Carson musterte sie von oben bis unten.

»Alles, wofür Sie einen Mann brauchen.«

Carson schnaubte. »Einen Mann? Wohl eher Hänfling«, murmelte er. »Ich weiß nicht, ob wir hier Gebrauch für dich haben, Sohn.« Er senkte den Kopf und schaute in das ledergebundene Buch auf seinem Tisch. Diese Geste kannte sie von ihrem Vater, wenn er ihr signalisieren wollte, dass das Gespräch beendet war.

Sie ließ sich davon nicht abschrecken. »Sir, ich kann vielleicht keine Eisenschienen mit bloßen Händen verlegen, aber ich habe eine schnelle Auffassungsgabe und Erfahrung im Umgang mit Pferden.«

Das waren die einzigen Talente, von denen sie mit Sicherheit behaupten konnte, sie zu besitzen. Sie konnte nur hoffen, dass es reichen würde.

Carsons buschige Brauen zogen sich zusammen, doch schließlich blickte er wieder auf. »Bist du nicht zu jung, um dich auf eigene Faust hier herumzutreiben?«

»Ich bin sechzehn und stehe auf eigenen Füßen, seit ich meine Eltern verloren habe, Sir«, behauptete sie. Noch so eine Lüge, die sie sich auf dem Weg hierher immer wieder vorgesagt hatte. Anfangs war es ihr schwergefallen, aber in ihrer Situation war alles eine Lüge, einschließlich ihrer eigenen Identität. Da kam es auf eine mehr oder weniger auch nicht an.

Carson strich sich über den Schnauzbart. »Erfahrung mit Pferden, hm?«

Sie wartete mit angehaltenem Atem. Er schien jetzt ernsthaft über ihr Anliegen nachzudenken.

»Womöglich können wir noch einen Pferdeburschen gebrauchen. Jemanden, der die Tiere am Ende des Tages versorgt und am Morgen wieder für die Arbeit bereitmacht, die Nachtwache übernimmt, solche Dinge. Kannst du Wagen einspannen?«

Liz nickte eifrig. »Ich habe schon von klein auf im Stall mitgearbeitet.« Ihr Vater besaß einige der besten Pferde in Omaha und Umgebung und sie hatte es immer geliebt, sich zu den Stallungen zu schleichen und Jimmy, dem Stallburschen, bei der Arbeit zur Hand zu gehen.

»Natürlich«, fuhr Carson fort, »wärest du erst mal auf Probe eingestellt, bis du bewiesen hast, dass du deinen Worten Taten folgen lassen kannst. Diese Entscheidung überlasse ich dann dem leitenden Pferdepfleger.«

Ihre Brust weitete sich, als sie einen tiefen, erleichterten Atemzug einsog. Er würde ihr tatsächlich eine Chance geben!

»Wenn du durchfällst, kannst du vielleicht als Küchenjunge anfangen. Gray, der alte Sklaventreiber, kann immer neue Leute gebrauchen, bei all den hungrigen Mäulern hier«, murmelte Carson eher zu sich selbst.

»Ja, Sir.« Liz konnte sich nichts Schlimmeres vorstellen, als den ganzen Tag in einer Küche zu schuften. Da hätte sie auch gleich eine Frau bleiben können. »Wer ist der leitende Pferdepfleger?«

Sie war sich nicht sicher, aber sie glaubte, unter dem buschigen Schnauzbart des Bauleiters ein kurzes Lächeln aufblitzen zu sehen. »Ich schätze, ihr habt euch schon kennengelernt. Tom McLane.«

Liz konnte nicht verhindern, dass ihr das Blut in die Wangen stieg, und sie ärgerte sich über sich selbst. Wenn sie bei jeder Gelegenheit errötete wie ein kleines Mädchen, würde ihre Tarnung im Nu auffliegen. Sie musste sich besser im Griff haben! Aber die Vorstellung, mit McLane zusammenzuarbeiten, brachte sie mehr aus der Fassung, als sie es sollte. Vielleicht hatte sie sich bei ihrer ersten Begegnung nicht von ihrer besten Seite gezeigt, doch diesen Eindruck konnte sie immer noch wettmachen.

Warum schrie dann alles in ihr danach, auf ihr Pferd zu springen und zu fliehen, bevor sie McLane noch einmal unter die Augen treten musste?

[Hier weiterlesen ...](#)